

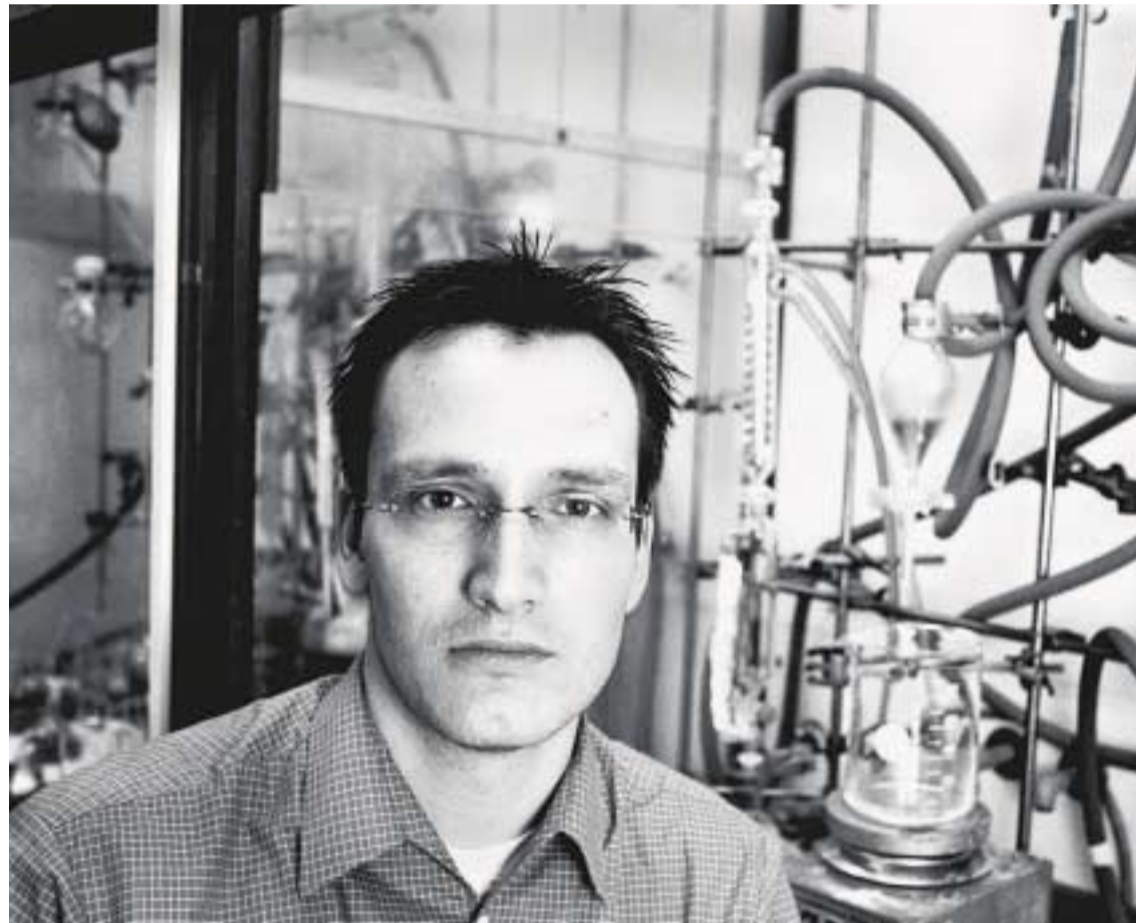
Nicht alle Hochschulen Amerikas sind Harvards und Berkeleys. Rückkehrerin Sabine Klapp



„Bei uns“ – in Amerika. Rückkehrerin Christiane Fellbaum wird wieder Auslandsdeutsche. Foto Matthias Lüddecke



Optimale Startbedingungen, größtmögliche Freiheit – aber nur auf Zeit: Michael Gotthardt



In regelmäßigen Abständen von Fernweh geplagt: Rückkehrer Stefan Hecht

Fotos Andreas Pein (3)

## Gegen den Strom

Unwiderstehliche Angebote für die Wunderkinder der Wissenschaft / Für Rückkehrer ist Deutschland unattraktiv / Von Christian Schwägerl

BERLIN, im Februar. „Willkommen in Deutschland!“ Das hörten sie, nachdem sie vor einigen Jahren das gelobte Land der Wissenschaft verlassen hatten, aus Berkeley, Dallas, Vancouver oder Princeton weggegangen waren. Sie sind ostwärts gegen den großen Strom jener Wissenschaftler geschwommen, die es auf der Suche nach Forschungsgeldern und Forschungsraum nach Amerika zieht. Sie haben sich dem „brain drain“ weg aus Europa widersetzt. In der Tasche hatten sie Schecks, auf denen viele Nullen vor dem Komma prangten, und die Namen längst verstorbener Forscher. „Brain gain statt brain drain“ – Hirngewinn statt Hirnverlust –, diese Lösung hatte Forschungsministerin Edelgard Bulmahn (SPD) ausgegeben. Mit den nach Sofja Kowalevskaja, Emmy Noether und Wolfgang Paul be-

„Ich bin in einem ständigen Abwägungsprozess, ob die Bedingungen in Deutschland stimmen oder ob ich besser wieder nach Amerika gehen soll.“

Michael Gotthardt, Max-Delbrück-Centrum für Molekulare Medizin, Berlin-Buch

nannten Forscherstipendien sollten exzellente Wissenschaftler ebenso exzellente Arbeitsbedingungen erhalten, damit sie langfristig nach Deutschland kommen, hier forschen und lehren.

Doch nun, einige Jahre später, laufen die ersten dieser Förderprogramme wieder aus. Ausgerechnet zum Auftakt der „Innovationsoffensive“, die Bundeskanzler Schröder soeben ausgerufen hat, ist nun von vielen Zurückgekehrten derselbe kurze Spruch zu hören: „Willkommen in Deutschland!“ Gemeint ist: In der deutschen Wirklichkeit. Nun geht es um die Frage, wer von den Spitzenforschern hier dauerhaft Freiraum und Forschungsmittel findet, wer bleibt – und wer Deutschland wieder den Rücken kehrt.

Michael Gotthardt schätzt sich eigentlich glücklich, daß er am Max-Delbrück-Centrum für Molekulare Medizin arbeiten kann. Das MDC gehört zu den vitalsten Forschungsstätten Deutschlands, auch seine Randlage im wenig attraktiven Nordosten Berlins, dem an Sibirien erinnernden Stadtteil Buch, ändert daran nichts. Wer die Plattenbauwüsten hinter sich gelassen hat und über den Campus wandert, sieht überall Zeichen des Auf-

bruchs: ein neues Kommunikationszentrum, frisch errichtete Labors, Betonmischmaschinen hinter einer Bautafel, die ein futuristisch anmutendes „Zentrum für medizinische Genomforschung“ zeigt, junge Menschen, die wie selbstverständlich englisch miteinander sprechen.

Gotthardt, Jahrgang 1969, ist einer der heimgeholten „Spitzennachwuchswissenschaftler“. 1994 ging er zum ersten Mal nach Amerika, „nicht aus Frust über das deutsche Wissenschaftssystem, denn dafür steckte ich damals noch nicht tief genug drin“, wie er sagt, sondern aus Neugierde und Tatendrang. In Dallas konnte Gotthardt im Labor von zwei Nobelpreisträgern arbeiten. Die Doktorarbeit machte er wieder in Deutschland, doch Amerika lockte: „Man arbeitet dort in einem leistungsorientierten System, das bringt einen mit Menschen zusammen, die wirklich etwas wollen“, sagt er. Als „post-doc“, also als Juniorforscher, kehrte er deshalb nach Dallas zurück. Zum Spezialgebiet wählte sich Gotthardt ein Eiweiß namens Titin, das größte des menschlichen Körpers, das offenbar bei vielen Herz- und Muskelkrankheiten involviert ist.

Er wäre wohl noch heute in Dallas oder anderswo in Amerika, hätte er nicht ein bißchen Heimweh gehabt und in einem schwachen Moment vom Kowalevskaja-Preis gehört. Den hatte die Alexander von Humboldt-Stiftung nach der weltweit ersten Mathematik-Professorin benannt und mit Mitteln der Bundesregierung ausgelobt. 500 000 Euro für drei Jahre Forschung, das war attraktiv. Am 31. Januar 2002 erschien Gotthardt zur feierlichen Preisverleihung im Berliner Opernpalast.

Es ist alles ziemlich gut gelaufen, resümiert Gotthardt heute, das MDC habe ihm für seine Arbeitsgruppe „Neuromuskuläre und kardiovaskuläre Zellbiologie“ optimale Startbedingungen und größtmögliche Freiheit geboten, er habe vom Preisgeld drei Doktoranden finanzieren können, habe im wohl angesehensten Wissenschaftsjournal, „Science“, veröffentlicht und neue, gentechnisch veränderte Versuchstiere erzeugt, mit denen sich die Rolle des Titin-Proteins noch besser erforschen lasse. Das hektische Hin und Her auf dem Gang, zwischen Labor und Seminarräumen, verstärkt den Eindruck, daß hier hart gearbeitet wird. Doch das Geld für seine Mitarbeiter und Geräte muß Gotthardt bereits mühsam strecken. Längst hat er damit begonnen, Mittel für die Zeit danach einzuwerben, doch die Resonanz auf seine „Spitzenforschung“ ist nicht so groß wie erhofft.

Was Ende des Jahres geschehen soll, ist noch ungewiß. Mit Unsicherheit müssen junge Forscher freilich immer leben, sie verbringen auch in Amerika viel Zeit mit der Suche nach Geld, den berühmten „Drittmitteln“ von Forschungsorganisationen, Stiftungen oder Unternehmen. Das Gefühl aber, daß in Deutschland Leistung nicht unbedingt zählt, daß knappe Staatskassen und geizige deutsche Milliardäre seine Entfaltung behindern könnten, bringt den Wissenschaftler ins Grübeln. Er ist mit seinem Wissen mobil: „Ich bin in einem ständigen Abwägungsprozess, ob die Bedingungen in Deutschland stimmen, ob es sinnvoll ist, meine Aufbauarbeit hier fortzuführen oder ob ich besser wieder nach Amerika gehen soll“, sagt er. Dort würde er nicht nur privat ein Viertel mehr verdienen, es gebe auch wesentlich mehr und größere Stiftungen, etwa die riesige „Amerikanische Herz-Stiftung“ oder die „Gesellschaft für Muskelschwund“, die Spenden der amerikanischen Reichen in die Grundlagenforschung pumpen. „Eigentlich will ich am MDC bleiben“, sagt Gotthardt. 1:0 für Sofja Kowalevskaja?

Der Chemiker Stefan Hecht, Jahrgang 1974, war an einer der amerikanischen Eliteuniversitäten, im kalifornischen Berkeley, bevor er mit Gotthardt in die Gruppe der bislang 29 Kowalevskaja-Preisträger gewählt wurde. An der Westküste hatte Hecht sofort gemerkt, was er an Deutschland nicht vermissen würde. Professoren, die sich für gottgleich halten, gab es ebenso wenig wie feste Sprechstunden. „Man klopft einfach bei seinem Chef an und redet miteinander“, erinnert er sich. Auf den Fluren in Kalifornien traf er Scharen europäischer Wissenschaftler, die Studium und Doktorarbeit auf dem alten Kontinent absolviert hatten, dann aber mangels Zukunftschancen nach Amerika ausgewandert waren. Dort bilden sie amerikanische Studenten aus: „Von diesem ‚brain drain‘ lebt das amerikanische System“, sagt Hecht.

Wie bei Michael Gotthardt spielten für die Rückkehr nach Deutschland private Gründe eine gewisse Rolle: „Als Single wäre ich wahrscheinlich noch in Amerika“, sagt der junge Familienvater, der sein Büro mit den Kunstwerken seiner vier Jahre alten Tochter schmückt. An der Berliner Freien Universität arbeitet Hecht nun mit vier Mitarbeitern in einem Bereich, den der Bundeskanzler als eine der wichtigsten Zukunftstechnologien identifiziert hat, in der Nanotechnologie, bei der es darum geht, Strukturen Atom für Atom zusammenzubauen. Das

Kowalevskaja-Geld reicht noch bis August, dann muß Hecht wissen, ob er seine Gruppe weiterfinanzieren kann oder nicht. Noch ist alles offen: „Es gibt viele Stipendien und Förderprogramme für Rückkehrer, aber nicht für die, die hier sind“, sagt er, und er zeigt sich etwas unlüssig darüber, ob ihn das üppige Preisgeld einfach etwas verwöhnt hat oder ob wirklich etwas nicht stimmt mit dem Fördersystem für Wissenschaftler.

Er sei nun in Deutschland verwurzelt, doch in regelmäßigen Abständen überkomme ihn der Drang, wieder nach Amerika zu gehen: „Wenn die deutschen Universitäten nicht endlich so umorganisiert werden, daß sich dynamische und leistungsfähige Leute durchsetzen können anstatt Bürokraten und Regulierern, dann sieht es hier düster aus“, sagt er. An der FU gefällt es ihm, doch über der Hochschule fliegt der Berliner Pleitegeier. Hecht glaubt nicht daran, daß der Staat alles richten kann. Ein Sinneswandel zugunsten der Wissenschaft sei auch bei reichen Deutschen angesagt: „Das Land Berlin zahlt 2,4 Milliarden Euro Zinsen pro Jahr. Davon könnte man sich zwölf Universitäten leisten. Könnten die Empfänger dieses 2,4 Milliarden Euro nicht wenigstens einen Teil den Berliner Universitäten als Spende zurückgeben?“ Auch bei Hecht sieht es so aus, als würde er in Deutschland bleiben. Er kämpft um eine Zukunft

„Wenn die deutschen Universitäten nicht endlich so umorganisiert werden, daß sich leistungsfähige Leute gegen Bürokraten durchsetzen können, dann sieht es hier düster aus.“

Stefan Hecht, FU Berlin

für seine eigene Arbeitsgruppe, in die er 430 000 Euro Preisgeld und drei Jahre Arbeit gesteckt hat.

Bei anderen Preisträgern des Lockprogramms scheint die Stimmung schlechter zu sein. Die jüngste Erhebung der Humboldt-Stiftung hat ergeben, daß von 29 Wissenschaftlern, die den Kowalevskaja-Preis erhalten haben, bisher nur zehn nach Ablauf der Förderung ihre Zukunft in Deutschland sehen. Auch sechs von acht Geförderten, die in Deutschland aufgewachsen sind, denken offenbar wieder ans Auswandern. Von einigen Preisträ-

gern wissen die Mitarbeiter der Stiftung, daß sie sich noch in Berufungsverhandlungen befinden. Andere sagen, sie würden in Deutschland bleiben, wenn sie eine Stelle angeboten bekämen.

Noch krasser fällt die Bilanz des ambitiontesten Rückhol- und Anlockprogramms für erfahrene Spitzenforscher aus. Beim Wolfgang-Paul-Preis, benannt nach dem Physiker und Nobelpreisträger, handelt es sich um den großzügigsten Forscherpreis, der je in Deutschland vergeben wurde. Jeder der dreizehn Preisträger konnte bis zu 2,3 Millionen Euro erhalten. Um diesen Preis durfte man sich nicht bewerben, man mußte so extrem gut sein, daß andere auf die Idee kamen, einen vorzuschlagen. Und so traf Christiane Fellbaum, Jahrgang 1950, beim Heimaturlaub in Deutschland die Anfrage aus Berlin, ob sie denn Interesse an einer Nominierung hätte, aus heiterem Himmel. Fellbaum ist Computerlinguistin, sie analysiert eine gigantische Datenbank deutscher Texte, um Evolutionsprozesse in der Sprache zu untersuchen.

Mehr als zwanzig Jahre, seit sie dort promoviert war, war sie zuvor in Princeton, der kleinen Eliteuniversität in New Jersey, tätig gewesen. Dann begann, was sie eine „paradiesische Zeit“ nennt, drei Jahre Forschung an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, unmittelbar am Berliner Gendarmenmarkt. Vor „Wolfgang Paul“, erzählt sie, habe sie nicht an eine Rückkehr gedacht, nicht einmal eine Berufung als C4-Professorin hätte sie locken können. Der Preis der Humboldt-Stiftung sei dann wie ein schöner Traum über sie gekommen, „totale Forschungsfreiheit“, ein Stab von zwanzig Mitarbeitern, keinerlei bürokratische Hemmnisse. „Aber jetzt holt mich die deutsche Realität ein, denn das Geld ist ausgegeben“, sagt sie.

Und schon wandern ihre Gedanken nach Amerika, das für sie noch immer mentales Zuhause ist. „Bei uns“, sagt sie, gibt es zum Beispiel keine Altersgrenze, die produktive und arbeitswillige Wissenschaftler mit 65 Jahren in den Ruhestand zwingt. „Bei uns“ hat man es nur mit wirklich guten und motivierten Studenten zu tun, weil sie ausgewählt werden. „Bei uns“ bekommt jeder, der forschen will und kann, auch eine Stelle. „Bei uns“ werden Gehälter nach Leistung bezahlt. „Bei uns“ dürfen Wissenschaftler forschen anstatt verwalten zu müssen. Fellbaum nimmt kein Blatt vor den Mund: Sie habe Verständnis für jeden Wissenschaftler, der Deutschland den Rücken zuwende. Ihre eigene Entschei-

dung sei klar. „In Princeton habe ich unter sehr guten Bedingungen gearbeitet, in Berlin unter phantastischen. Niemand kann erwarten, daß ich mich nun für die normalen deutschen Zustände entscheide, wenn in Amerika wieder sehr gute Bedingungen auf mich warten.“ Einige ihrer Mitarbeiter werde sie vielleicht mitnehmen, aber ein kleines Projekt wolle sie in Deutschland noch auf die Beine stellen und mit Drittmitteln ausgestattet zurücklassen – als „Dankeschön für eine tolle Zeit“. Vier von vierzehn Wolfgang-Paul-Preisträgern, das ergab eine Umfrage der Humboldt-Stiftung, haben sich anders als Christiane Fellbaum entschieden und werden in Deutschland bleiben, darunter der Biophysiker Josef Käs und der Neurobiologe Hilmar Bading. Die beiden sind Koryphäen auf ihrem Gebiet, doch vier von vierzehn: ist das ein Erfolg?

Sabine Klapp, Jahrgang 1968, hat es nicht so leicht wie die arrivierte Wissenschaftlerin Fellbaum, sie kann nicht einfach an eine amerikanische Eliteuniversität zurück. Klapp war gerade für ein Auslandsjahr an der Universität von Vancouver in Kanada, als sie die Bewerbungsunterlagen der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) für das Emmy-Noether-Programm erreichten. In Vancouver gefiel es der jungen Physikerin unheimlich gut, aber eher wegen der herrlichen Urwaldlandschaft ringsherum als wegen der Universität. „Da sitzen sieben Leute in einem kleinen Büro, die Computer sind

„Man wird exzellent genannt, aber exzellent behandelt wird man deshalb noch nicht.“

Dr. Sabine Klapp, Technische Universität Berlin

steinalt, die Professoren haben keine Sekretärinnen, die jungen Professoren haben zunächst nichts und leben auch so“, erinnert sie sich. Nicht alle Hochschulen Nordamerikas sind Harvards und Berkeleys.

Schnell erkannte Klapp, daß sie Vancouver genießen sollte, aber ihre akademische Karriere hier nicht den erwünschten Verlauf nehmen würde. Emmy Noether half. Das Förderprogramm wird von der DFG bereits seit 1999 betrieben, im vergangenen Jahr investierte die Forschungsgemeinschaft 28 Millionen Euro. 224 sogenannte Nachwuchsgruppen hat die DFG mit dem Noether-Geld bislang eingerichtet. Sabine Klapp leitet eine davon, an der TU Berlin erforscht die Theoretikerin mit zwei Doktoranden die physikalischen Eigenschaften von Flüssigkeiten im Computermodell. Die theoretischen Bedingungen für ihre Arbeit fand sie gut, doch ein Jahr Ausland reichte bei der Rückkehr Anfang 2001 für einen mittleren Praxisschock: Hierarchiedenken und starre Strukturen, sagt sie, schränken ihre Unabhängigkeit ein. Für jede Anschaffung brauche sie die Unterschrift eines Vorgesetzten. Mit dem verstehe sie sich zwar gut, doch was, wenn das anders wäre? Dann gäbe es nicht jene Selbständigkeit, mit der für das DFG-Programm geworben wird.

Hinzu kommen die drastischen Kürzungen an der TU, bedingt durch den Bankrott des Landes. In den Auswahlkommissionen für neue Mitarbeiter mache sich Zynismus breit: Ob es die Stelle wohl noch gibt, wenn der erfolgreiche Bewerber anreist? Einschnitte stehen ihr auch persönlich bevor. Obwohl sie alle ihre Forschungsmittel selbst beschafft hat, ausweilich ihrer Exzellenz, will die Universitätsleitung nun als Teil des Berliner Sparprogramms ihr Gehalt um zwölf Prozent kürzen, der „Gleichbehandlung“ wegen. „Man wird exzellent genannt, aber exzellent behandelt wird man deswegen nicht“, sagt Klapp. In Deutschland bleiben will sie trotzdem, wenn sie als eine der ersten Noether-Stipendiaten am Ende der Förderzeit angekommen ist. Zum Erfolg des Emmy-Noether-Programms teilt die Deutsche Forschungsgemeinschaft mit: 22 Nachwuchsgruppenleiter haben bisher aus ihren laufenden Projekten heraus einen Ruf auf Professuren erhalten. Zehn dieser Rufe kamen aus dem Inland, zehn Forscher gehen auf Positionen im Ausland.

Die Botschaft der „Wunderkinder der Wissenschaft“, wie die Preisträger bei ihrer Rückkehr genannt wurden, ist gemischt: Die Preise waren attraktiv genug, um Forschungsarbeiten anderswo zu unterbrechen. Doch eine dauerhafte Perspektive kann der deutsche Wissenschaftsbetrieb vielen der Nachwuchs- und Spitzenforscher offenbar nicht bieten. Wenn, dann stehen für Hierleibende familiäre Gründe im Vordergrund und nicht akademische. Kürzungen in den Universitäts- und Forschungsbudgets, zu wenige offene Stellen, starre Hierarchien an den Forschungseinrichtungen, Gehälter, die mit der Leistung nichts zu tun haben, ein unterentwickeltes Stiftungswesen – all die Faktoren, die auch von Institutionen wie dem Wissenschaftsrat seit langem beklagt werden, schrecken ab.

Michael Gotthardt vom Max-Delbrück-Centrum sagt, ein paar hochdotierte Preise allein reichen als Lockmittel wohl nicht aus. Forscher wie Stefan Hecht müssen ihren Frauen nun erklären, was es bedeutet, in Berlin zu bleiben. „Ich rechne fest damit, eine Gehaltsstufe nach unten zu rutschen“, sagt er. Als sie gesehen habe, in welchen Räumen und mit welcher Ausstattung an Berliner Hochschulen gearbeitet werde, habe sie wegen ihres hohen Preisgeldes von 1,5 Millionen Euro ein schlechtes Gewissen bekommen, erzählt Christiane Fellbaum, die künftige Auslandsdeutsche. Und bei Elitelenten wie der Physikerin Klapp drückt sich die allseits geforderte Aufbruchstimmung der innovativen Köpfe derzeit so aus: „Ich werde schon nicht auf der Straße stehen.“